Aus der Stadt Halle

Eine ruhevolle Nacht.

Wenn man weit von einander wohnt, ist es mit den Besuchen eine eigene Sache. Man kann zu einander nicht kommen, das Reisen ist viel zu teuer. Und so waren denn mehr als 10 Jahre verflossen, seitdem Onkel Johannes, der zudem im besetzten Gebiete seelsorgerisch tätig ist, nicht mehr in Halle war. Um so größer die Freude, als er in diesen Tagen nun doch in seiner geliebten Kinderheimat und alten Universitätsstadt eintraf, um gewisse Familienangelegenheiten zu ordnen.

Das Nichtchen holte ihn vom Bahnhofe ab. Sie hatte sein gutes Gesicht sofort wieder erkannt, obwohl sie noch ziemlich klein gewesen war, als sie ihn das letztemal hier von Angesicht gesehen hatte. Im Triumph brachte sie Onkel Johannes heim. Nun war ja allerdings der Tag schon recht weit vorgeschritten und der geistliche Herr war von der langen Reise sehr ermüdet. Deshalb kam man gern seinem Wunsche nach, recht bald zur Ruhe zu kommen.

Die Nichte führte ihn auch in sein Stübchen, das über dem Flur gelegen war. Sie strich noch einmal zärtlich über die in schneeiger Weiße prangende Bettdecke, gab dem guten Onkel den Gutenachtkuß, und versicherte dem alten Herrn, daß er diese Nacht wie im Himmel schlafen werde. Und es stand nichts im Wege, daß auch Onkel Johannes sich diesem erquickenden Glauben hingab.

Das Licht verlöschte. Die Glieder dehnten sich wohlig unter der leichten Decke und Sandmännchen begann sein Werk. Da, ein seltsamer Laut. Es klang wie Schluchzen und dann wieder wie ein pfeifendes Bellen. Der Onkel lauschte, emporgeschreckt aus dem leisen Vorschlummer. Die Töne wiederholten sich. Da muß ein junger Hund im Zimmer sein. Er machte Licht, leuchtete unter sein Bett und richtig, dort lag auf einer Decke ein Hündchen, der seine Gemütsbewegungen in der ihm eigenen Sprache zum Ausdruck brachte.

Onkel Johannes steckte das Hündchen zur Tür hinaus, um Ruhe zu haben, und begab sich wieder zu Bett. Aber kaum kam wieder der Schlaf auf leisen Sohlen: abermals die Laute von vorhin. So müde der Mann auch war, einzuschlafen vermochte er nicht. So machte er sich wieder auf und wieder mußte er einen Hund vor die Tür setzen. Wo kam der Kerl nur her? Indes, unter dem Bett war außer dem einen keiner sonst zu sehen. Nun endlich würde er Ruhe haben. Aber nein, fünf Minuten später mußte er den dritten Hund ermittieren. Und so ging Stunde um Stunde in der Nacht hin und Onkel Johannes hatte nach und nach drei Dutzend junge Hunde vor die Tür gesetzt. Immer, wenn er im Begriff war einzuschlafen, schreckte ihn das Gekläff eines jungen Köters auf. — — —

Ueberwächtigt, voll Bitternis betrat er morgens die Wohnstube der Familie. Auf die Frage, wie er geschlafen habe, erwiderte er, wenn man so im Himmel schläfe, würde er sich doch überlegen, ob nicht ein anderer Ewigkeitsaufenthalt für ihn bekömmlicher wäre. Ach, du lieber Himmel, rief der Hausherr aus, daran habe ich gar nicht gedacht. Du hast immer ein und denselben Hund hinausgeworfen. In die Tür unten hatte ich ein Loch gesägt, damit der Hund ungehindert auslaufen konnte. Und durch dieses Loch ist er immer wieder ins Zimmer zu seinem Lager gekrochen. — Am folgenden Abend aber schlief Onkel wirklich wie im Himmel.

hm.

Rathaus und Wage im neuen Kleid.

Die vergessene Muttergottes · Ein Erinnerungsblatt von 1874 · Der neue Verbindungsbogen

Zurzeit ist die Vorderfront des alten Rathausgebäudes mit hohen Gerüststangen und Brettern verdeckt. Man will dem historisch ehrwürdigen Gebäude ein neues, ein freundlicheres Antlitz geben. Fast alle Häuser um den Markt sind renoviert und tragen ein lebhaftes farbiges Gewand. Und das alte Rathaus mittendrin stand wie ein verlorenes, nur vergessenes Aschenputtel. Schon im vorigen Jahre wollte man darangehen, hier Wandel zu schaffen. Aber die böse, — ach, — allzu böse Inflation vereitelte diesen Plan.

Gleichzeitig mit dem Rathausgebäude soll auch das Wagegebäude mit einem neuen Farbanstrich versehen werden. Und zwar so, daß eine Harmonie zwischen beiden hergestellt wird. Als Grundton hat man sich einen sandsteinfarbenen Anstrich gedacht. Die besonders wichtigen Architektteile, wie das Hauptportal des Wagegebäudes, die Fensterumrahmungen, die Loggien und die Giebelverzierungen werden nach Fertigstellung des Gesamten in abwechselungsreichen und harmonisch abgetönten Farben leuchten.

Die beiden Ecken des Rathauses tragen in halber Höhe zur Marktseite hin zwei Figuren. Wir blättern in der alten Chronik von Johann Christoph von Dreyhaupt nach. Es sind ehrwürdige graublättrige Folianten. Dort steht:

„Wann dieses Rathaus erbauet worden, ist nicht aufgezeichnet. An den Ecken gegen den Markt stehen die Bilder St. Mauritii und St. Katharinae in Stein gehauen. Der künstliche mit durchbrochenen Bogen und korinthischen Säulen gewölbete Gang, von welchem die Landesherren die Huldigung einnehmen, auch die Jahrmärkte und ehemals der neue Rat verkündiget worden, ist von dem berühmten Baumeister Nickel Hoffmann Anno 1558 verfertiget worden."

Mit dem künstlichen Bogen ist der Teil zwischen dem Rathausturm und der ehemaligen Kreuzkapelle (auf der sich der seiner Zeit vom Blitze getroffene kleine Turm erhebt) gemeint.

Doch weiß ebendieselbe Chronik von einer dritten Figur zu melden, die aber nicht am Rathaus, sondern an der Ecke des Wagegebäudes (Eingang Rathausstraße) angebracht gewesen ist. Der Lauf der Zeit hat sie verschwinden lassen. Auf dem Hofe des Wagegebäudes war eine Muttergottes mit dem Kinde in das Mauerwerk eingetan. Dort stand sie völlig verloren und an unpassendem Ort. Als man sie jetzt herausholte und sie abwusch, kam überraschterweise die ursprüngliche mittelalterliche Bemalung zum Vorschein. Selbstverständlich wird die Muttergottes wieder in ihr erstes Farbgewand gehüllt und auf die noch vorhandene Konsole des Wagegebäudes Ecke Rathausstraße und Markt gestellt werden. Die Vermutung liegt nahe, daß dies zu Beginn ihr eigentlicher und rechtmäßig zustehender Platz ist. So sagt man wenigstens.

Zwischen Rathaus und Wagegebäude besteht ein verbindender Gang auf gotischem Bogen. Die gotische Architektonik dieses Bogens wird erneuert und in alter Weise hergestellt. Auf ihm ruht der erwähnte verbindende Gang. Als man daran ging, ihn völlig zu beseitigen, fand man am Sonnabend in dem Unterzuge, der sich als gut verzahnter Tragbalken auswies, ein Erinnerungsblatt. Es trug den Namen eines Zimmerpoliers namens Eduard Güttig der im Jahre 1874 mit dem Bau des Verbindungsganges betraut gewesen ist. Ferner sind auch noch die Namen der Gehilfen dieses Zimmerpoliers aufgezeichnet. Sie lauten: Franz Deutschbein (Ostrau), August Freund (Halle, geboren 1846) und Weikhart (Halle, geboren 1808). Einzelne Namen sind vergilbt, denn das Papier ist von der eingedrungenen Feuchtigkeit grau und spröde geworden.

Der Verbindungsgang ist abgerissen worden. An seine Stelle wird die frühere, alte Form des gotischen Bogens neu erstehen.

Mit der äußeren Erneuerung der genannten Gebäude wird auch gleichzeitig eine innere ihrer Vollendung entgegengehen. Bis zur Stadt-Hallen-Woche soll das Werk getan sein, damit dem hallischen Bürger bei dieser Gelegenheit ein Merkmal gegeben sei, auf das er stolz sein darf.

Der Rätselhafte.

Eine seltsame Sache! Auf der Anklagebank sitzt ein sechzigjähriger Mann. Aber niemand weiß sicher, wer er ist. Weder Polizei, noch Staatsanwalt, noch Gericht. Er selbst behauptet, er sei der Schleifer Heinrich Böge. Die Behörden meinen, er sei der Fleischer Josef Simon, ein Mensch, der seit 1880 unzählige Male die Gerichte beschäftigt hat. Immer wieder hat er sich wegen Diebstahls, Einbruchs und ähnlicher Delikte zu verantworten gehabt. Wenn der Angeklagte mit Heftigkeit bestritt, er kenne den Josef Simon gar nicht, habe nie von ihm gehört, vor allem sei er selbst mit diesem üblen Menschen nicht identisch, so konnte das also seine guten Gründe haben. Aber auch als Schleifer Heinrich Böge hatte er keinen Grund, eine Heldenpose zu zeigen; denn auch Herr Böge ist mit den Behörden oft in Konflikt geraten.

Der Fremde war klug genug, zuzugeben, daß er allerdings einige Vorstrafen erlitten habe, aber trotzdem dürfe er sich als einen anständigen makellosen Mann ausgehen. Er sei nämlich regelmäßig unschuldig verurteilt. Das Gericht ließ sich selbstverständlich auf diesen faulen Zauber nicht ein.

Fingerabdrücke machten fast zur Gewißheit, daß der Angeklagte doch der Fleischer Josef Simon sei. Indes aufzuklären war das nicht. Also wendete man sich der neuesten Straftat des Angeschuldigten zu.

Anfang Februar hatte er in Löbnitz gewellt. Geld besaß er nicht. Am 16. Februar wurden dem Gutsbesitzer B. dort 250 Mk. aus der Tasche eines Mantels, der im Hausflur hing, gestohlen. Der Fremde ist in dem Grundstück gewesen und hat auch in der Küche geweilt. Auch das ist sicher, daß er hernach eine Anzahl Billionenscheine mit sich führte. Prahlerisch äußerte er: „Na, für 8—14 Tage langts ja."

Das Gericht erkannte deshalb auf schuldig. Der Rätselhafte wandert wieder auf 4 Monate ins Gefängnis. Ob wohl jemals aufgeklärt wird, wer er eigentlich ist?

Ein Doppelfest des Diakonissenhauses.

Bei wunderbar schönem Wetter feierte am Himmelfahrtstage unser Diakonissen- und Krankenhaus sein 67. Jahresfest und zugleich die Einsegnung von 10 Schwestern. 67 Jahre lassen auf eine lange und gesegnete Entwicklung zurückblicken. Aus kleinen Anfängen erwachsen, steht vor uns das stattliche Gebäude, ein baumreicher, sorgfältig gepflegter Garten. Lebensluft für die Kranken, mit dem Hause verbunden eine Säuglingspflege, Kinderhort, Marienschule, Kinderleherinnenseminar, das Martinstift und ein Heim für alte Schwestern. Dazu kommen die Außenstationen, wo Schwestern in Gemeinden und Anstalten tätig sind. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß die Anstalt vielfach Zuwendungen des Reiches Gottes gern gastliche Pforten öffnet. Wieviel Kranke haben hier Heilung gefunden. Grund genug, das Jahresfest dankbaren und frohen Herzens zu feiern. Da die Räume der Anstaltskirche für diesen Zweck bei weitem nicht ausreichen, mußte die Feier in die nahegelegene Stephanuskirche verlegt werden. Unter Glockengeläut und Vorantritt der Geistlichkeit zogen die Schwestern in langem, feierlichen Zuge in das schön geschmückte Gotteshaus, das sich bis auf den letzten Platz füllte. In dem liturgisch reich ausgestatteten und durch den Chorgesang der Schwestern verschönten Gottesdienst hielt Pastor D. Ulbrich aus Magdeburg-Cracau die Festpredigt über 1. Tim. 2, 4—6.

Es folgte die Einsegnungsrede des Leiters der Anstalt, Sup. Möhr, und die feierliche Einsegnung der Schwestern, die einzeln vor den Altar tretend und niederknieend nach Spruch und Liedervers unter Handauflegung den Segen des dreieinigen Gottes empfingen. Die eingeweihten Schwestern begrüßte die Vorsitzende des Vorstandes Geh. Justizrat D. Else mit freundlichen Worten. Unter dem Gemeindesegen: „Zieht in Frieden eure Pfade" verließen die Schwestern das Gotteshaus und kehrten in feierlichem Zuge in das Mutterhaus zurück. Nachmittags fand in dem herrlichen Anstaltsgarten die Nachfeier statt, zu der sich außer den Schwestern eine zahlreiche Versammlung die Hausgenossen, Verwandten und Freunde eingefunden hatte. An blumengeschmückten Tafeln und Tischen genossen die Festteilnehmer Kaffee und Kuchen und durch gewichtige, meist ernste, auch humorvolle Ansprachen erfreut. Superintendent Möhr nannte die eingesegneten Schwestern und beschrieb ihre bisherige Wirksamkeit. Er betonte für sie und alle Schwestern den altbewährten Grundsatz: Stillstehen nimmer, feststehen immer.

Pastor D. Ulbrich machte interessante Mitteilungen über seine Erfahrungen in der Krüppelpflege der von ihm geleiteten Anstalt. Ein ernstes Wort des Prof. Feine bildete den weihevollen Abschluß der Feier, bei der wieder Chorgesänge und Vorträge der Seminaristinnen und Kinder die Gäste unterhalten hatten.

Ein Drama von Mutter und Tochter.

Am Sonntag wurden im Hause Spitze 16 die Bewohner durch einen unangenehmen Geruch belästigt, der aus der Dachwohnung der Witwe Mette drang. Um die gleiche Zeit tropfte durch die Decke in die darunterliegende Wohnung übelriechendes Wasser. Man stutzte und wurde sich klar, daß da etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse, denn seit Tagen hatte man die Witwe, die mit ihrer Tochter zusammenwohnte, nicht gesehen. Da die beiden menschenscheu waren, war das vorher nicht aufgefallen. Als man die Wohnung öffnete, fand man Mutter und Tochter an einem Strick an einem Balken hängen. Die Leichen waren schon in Verwesung übergegangen. Zweifellos liegt Selbstmord vor. Die Witwe Mette hat einst bessere Tage gesehen. Zuletzt nährte sie sich mit der Tochter durch Wäschenähen. Nahrungssorgen mögen die beiden Frauen in den Tod getrieben haben.

Das Glück der Ingrid Wendland.

Roman von Erich Friesen.

35. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Als sie früh am Morgen — die alte Liesel bereitete grade den Kaffee auf dem altmodischen, steinernen Küchenherd — die Haustür öffnete, bellte ihr freudig ein reizender weißer Seidenspitz entgegen. Er war von draußen an die Türklinke angebunden und trug an einem silbernen Halsband einen Zettel mit folgenden Worten:

„Ich bitte Fräulein Bärbeli, mich zu behalten."

Zuerst lachte das junge Mädchen hell auf. Dann streichelte sie zärtlich das muntere Tierchen und nahm es mit sich ins Zimmer. Zuletzt ertappte sie sich dabei, daß ihre Augen feucht waren.

Ahnte sie den Spender?

Seitdem war der Seidenspitz ihr treuer Begleiter auf all ihren Spaziergängen. Lustig bellend und schwanzwedelnd umsprang er sie, und beide unternahmen oft Wettläufe die Platanenallee hinunter, wobei es dahingestellt sein mag, wer sich mehr amüsierte, „Presto", der Seidenspitz, oder seine Herrin.

Nach jener ersten Begegnung auf ihrem Lieblingsplatz am Felsenabhang hatte Bärbeli den Professor Sinapius nur einmal wiedergesehen. Er war freundlich wie immer gewesen, aber weit entfernt davon, als Liebhaber aufzutreten.

Und doch pochte ihr Herzchen stets gar eigentümlich, wenn sie sich dem kleinen Ruheplatz am Felsenabhang näherte. Und wenn sie ihn leer sah, wie alle Tage, so rief sie „Presto" herbei und zauste ihn bei den Ohren. Natürlich gestand sie sich nicht, daß sie tagtäglich den Professor erwartete. Aber jedesmal kehrte sie enttäuscht nach Hause zurück. Und der arme kleine Seidenspitz hätte ein Lied singen können von der ungnädigen Laune seiner Herrin.

Auch heute wieder machten beide ihren gewohnten Spaziergang.

Der Spitz vergnügte sich auf seine Art, indem er ab und zu ein Eichhörnchen aufstöberte oder hinter ein paar Vögeln nachjagte.

In Gedanken versunken — ein ganz neuer Zustand bei dem sonst stets übermütig ausgelassenen Mädchen — schlenderte Bärbeli dahin, als plötzlich jemand mit lauter Stimme ihren Namen rief:

„Bärbeli! Fräulein Bärbeli!"

Sie blieb stehen und fühlte zu ihrer Ueberraschung, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, was sie befangen machte.

Da kam auch schon die wohlbekannte lange Männergestalt, die heute in dem hellgelben Leinenanzug und weißen Strohhut merkwürdig jung aussah, auf sie zugeeilt.

„Glücklicher Zufall, daß ich Sie noch treffe, Fräulein Bärbeli!" rief er mit lachendem Munde, aber sichtlich außer Atem. „In einer Stunde geht mein Zug nach Zürich. Meine Ferien sind nämlich zu Ende. Morgen beginne wieder die Arbeit. Nun kann ich doch nur ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudern!"

„Nur ein Viertelstündchen?"

Ihr Ton war so betrübt, daß er ihr am liebsten einen herzhaften Kuß auf das kleine Schmollmündchen gedrückt hätte. Aber er wagte es nicht. Und so sagte er in echt schulmeisterlichem Tone:

„Leider. Aber es genügt, um mich zu erkundigen, wie es Ihnen geht."

Sie lachte trotz ihrer Befangenheit.

„Können Sie das selbst nicht sehen?"

„Ich könnte wohl, wenn —"

„Ach so ja — Sie suchen Ihren Kneifer! Hier ist er. Ich möchte nur wissen, wie Sie dies Ding finden ohne mich!"

Ich wundere mich manchmal selbst darüber.

Ein feuriger Blick begleitete die harmlosen Worte. Bärbeli wurde aufs neue blutrot und war froh, als der Spitz mit fröhlichem Gekläff an dem jungen Gelehrten emporsprang und seine Aufmerksamkeit von ihr abzog.

„Komm, Presto!"

„Ah, Sie haben den Namen Presto gegeben!" lächelte er. „Macht er Ihnen ein bißchen Spaß?"

„Aber sehr!" zärtlich streichelte sie das seidenweiche Fell des Hündchens, das mit klugen Augen von seiner Herrin auf den fremden Mann und wieder auf seine Herrin blickte. Der Hund ist also ein Geschenk von Ihnen, Herr Professor? . . . Manchmal hoffte ich es — hm, dachte ich es fast —" wieder errötete sie verräterisch — „aber dann wieder glaubte ich — nach jenem Tage —" sie stockte und senkte den Blick zu Boden.

„Nach jenem Tage, an dem Sie meinen Antrag zurückwiesen — wollen Sie sagen?"

„Ach, Unsinn! Ich habe Sie nie zurückgewiesen. Das Ganze war doch nur ein Spaß! Wer wird mir überhaupt einen Heiratsantrag machen, mir wilden Hummel! Ich erzählte Juliane davon — und die lachte mich gründlich aus. Sie sind so klug, so gelehrt —"

„— daß kein Mädchen mich lieben kann. Wie?"

„O nein, nein! So meinte ich es nicht."

„Wie denn?"

„Ach, lassen Sie mich!"

„Warum?"

„Weil ich — weil ich — —" sie stockte, um gleich darauf herauszuplatzen: „Sie werden den Zug versäumen, wenn Sie sich nicht beeilen. Die „Brutinstinkte" rufen. Die — die „Gärungsmaschinisten" — —"

Er lachte hell auf.

Bärbeli schaute ihn verblüfft an. Und als sie in seinen Augen nicht nur unbändige Heiterkeit, sondern auch einen glücklichen Ausdruck gewahrte, meinte sie nachdenklich:

„Sie sehen ganz anders aus, so — so —"

„Glücklich!" vollendete er. „Ja, ich bin ein anderer geworden, Bärbeli!"

„Ich muß jetzt gehen." lenkte sie rasch ab. „Ingrid wird mich brauchen. Sie hat sich auch sehr über den Bund gefreut. Neulich lachte sie direkt einmal über seine drolligen Sprünge."

„Das freut mich doppelt!" rief er warm. „Ich verehre Ihre Frau Schwester wie wenige Menschen auf der Welt!"

„Ausgenommen hoffentlich mich!" schmollte sie in einem plötzlichen Anfall von Eifersucht, daß sich jedoch sofort auf die Lippen, als der Professor ihre Hand nahm und innig sagte:

„Das ist ganz etwas anderes. Bärbeli. Ihre Schwester verehre ich. — Sie — habe ich lieb!"

Scheu blickte sie zu ihm auf, senkte jedoch sofort wieder die Lider.

Zum erstenmal zog jenes wonnigsüße Gefühl durch ihr Herz, von dem sie schon so oft gelesen, ihr das sie jedoch stets das zierliche Stumpfnäschen gerümpft hatte.

Komm, Presto!"

Und wie der Wind rannte sie, umsprungen von dem possierlichen Hündchen, den schmalen Fußpfad hinab.

16. Kapitel.

Inzwischen lebte Zoe Aristides — oder, wie sie eigentlich hieß: Frau Dr. Zoe Holger — in ihrer Villa in Algier in einem Rausch von Vergnügungen dahin.

Fest folgte auf Fest. Gelage auf Gelage. Ihre zahlreichen Freunde und Bewunderer verstanden es, ihre Eitelkeit zu kitzeln und sie in beständigem Taumel zu erhalten, so daß kaum ein Gedanke an den Mann, dessen Namen sie noch immer trug, in ihr aufstieg und damit an das Unglück, das sie über zwei Menschen gebracht hatte.

Doch nach und nach wurde ihr das ewige Einerlei der Taumelfeste langweilig, wurde sie der ganzen, sie von früh bis spät umgebenden Szenerie überdrüssig. Sie begann, nach Abwechslung zu verlangen — seien es erneute Triumphe als Serpentintänzerin, sei es irgend etwas anderes, das sie vorübergehend reizen könnte.

Und mit diesem Verlangen nach etwas Neuem, von ihrem jetzigen Leben ganz Entgegengesetzten, erwachte in ihr auch wieder die Erinnerung an die kurze Zeit ihrer Ehe — an den Mann, dem sie vor beinahe acht Jahren vor dem Altar ewige Liebe und Treue geschworen hatte.

Hell lachte sie auf bei dem Gedanken.

„Ewige Liebe und Treue!" Als ob es so etwas überhaupt gäbe auf der Welt! Blödsinn! Das Leben war zum Genießen da! Zum Freudentaumel, zum beständigen Wechsel! Lächerlich, wer sein Herz für immer an einen Menschen hängt! Verrückt muß so eine Kreatur sein! Vollständig verrückt!

Und plötzlich packte sie lebhafte Neugierde, wie wohl die Frau beschaffen sein mochte, der sich Hilmars Herz so vollständig unterjocht hatte.

Gesehen hatte sie sie ja damals im Teatro Nazionale in Rom — wenn auch nur flüchtig; denn ihre ganze schreckhafte Aufmerksamkeit hatte sich auf den Mann neben ihr gerichtet, den sie sofort wiedererkannte und den sie zu entrinnen trachtete. Hübsch war sie — das mußte ihr der Neid lassen, wenn auch nicht nach Zoes Geschmack — dazu war sie zu blond, zu engelhaft . . . Ob sie wohl auch innerlich so ein „Engel" war? Zoe war gewiß, im Leben alles nur als „Maske" zu betrachten. Oder günstigstenfalls als momentane rasch wieder entschwindende Laune. So glaubte sie auch nicht an die Engelhaftigkeit und Treue jener blonden Frau.

Neben der Liebe und dem Haß ist die Neugierde zu ziemlich die stärkste, elementarste Empfindung im Menschen. Die meisten wollen es nicht zugeben — und doch dirigiert die Neugierde ein auf Teil unserer Handlungen.

So auch bei Zoe Aristides.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19240603027/fragment/page=0001

Aus dem halleschen Kunstleben.

Stadttheater Halle.

Franz Schreker dirigiert seinen „Schatzgräber".

Es ist für Mitwirkende und Zuhörer stets höchst anregend und erziehlich, namhafte Opern-Werke einmal unter Leitung ihres Urhebers zu erleben, um so (wenigstens in den Grenzen, die bei einer festliegenden Einstudierung der nachbessernden Hand des im letzten Augenblick aus der Ferne Kommenden praktisch gezogen sind) eine authentische Ausdeutung mitzuerleben. Darum wurde es allseitig mit Dank aufgenommen, daß ein dem Hilfswerk für Musikwissenschaft großmütig gespendeter Lieder- und Vortragsabend des heutigen Direktors der Berliner staatlichen Musikhochschule es ermöglichte, diesen auch durch die Intendanz für die persönliche Kapell-Leitung seines in Halle seit fast einem halben Jahr wieder ruhenden „Schatzgräbers" zu gewinnen. Es wurde ein seltener Ehrentag für unsere Opernbühne, denn Schreker fand sich einer sehr sorgfältig einstudierten Aufführung gegenüber — Kapellmeister Braun besitzt ja, wie auch seine Leitung der „Gezeichneten" dartat, eine ausgesprochene Gabe, gerade die Schrekerschen Partituren zu packendem, klanglichem Fluß zu erwecken —, und der heute so allgemein beachtete Dichterkomponist hatte insofgedessen nur an vielen Stellen das Melos etwas breiter und ruhevoller nachzuzeichnen. Mit sichtlicher Liebe und schönem Können folgte das Orchester, um die immer wieder verblüffende Farbenpracht dieser Rauschschöpfung bald zart luftig, bald in dröhnendem Glanz zu verlebendigen und holte sich so bei den lebhaft einsetzenden Schlußovationen des nicht zahlreichen, aber begeisterten Publikums einen Extra-Dankesgruß des durch die besten mitteleuropäischen Tonkörperschaften verwöhnten Meisters, der mit fabelhafter Sicherheit dirigiert.

Die Besetzung der Gesangspartien war bis auf Nebenrollen die gleiche wie im Herbst: dem König lieh Heinz Prubit stattliche Mittel und würdiges Spiel, und Peter Abeck stellte mit dem vertrotzteten Kanzler eine scharfgezeichnete Possenfigur hin. Carsten Oerner ließ durch seinen frischen, warmen Bariton als Herold und Graf aufhorchen, und Fritz Berghoff gab dem Narren überlegene Darstellung und machtvoll glänzenden Gesang, stand überhaupt beherrschend im Mittelpunkt der Aufführung. Fritz Kerzmann habe ich kaum je so trefflich und die Rolle erfüllend gesehen wie als düsterer Vogt, und A. Roesler als Wirt war ebenfalls ein plastischer, gut singender Vertreter seiner Aufgabe. Leider ist der an sich schöne Tenor von Fritz Müller-Raven für die mächtige Partie des schatzgrabenden Sängers Elis durchweg zu kraftlos, so daß er sich einzig im zarter instrumentierten Nachspiel klanglich behaupten und wesentliche Wirkungen ausüben konnte. Auch sein Spiel ist häufig von geradezu ernüchternder Steifheit — hier müßten doch Nachhilfen möglich sein. Wohl aber gab Maria Günzel-Dworski eine stimmlich ganz ausgezeichnete Els und bewährte sich in der gewaltigen Partie durchweg als Künstlerin großen Formats; sie hat in dieser Rolle heute nur ganz wenige Mitbewerberinnen. Selbst die kleine, doch wichtige Partie des vertierten Mörders Albi fand in Otto Wudd-Braun einen packenden Vertreter. Der Chor sang einfach scheußlich; aber die Bühnenbilder und die Spielleitung des Herrn Roesler waren ohne jede Einschränkung vortrefflich zu heißen. Wenn doch nur die Umbaupausen etwas kürzer sein könnten, damit die Aufführung sich nicht bis Mitternacht hinschleppt! Jedenfalls wird der „Schatzgräber" nach diesem unbestreitbaren Erfolg wieder öfters gegeben werden, und wer nach so manchem weniger Gelungenen wieder Respekt nor unserer hallischen Oper bekommen will, der sehe sich diese Aufführung an.

Prof. Dr. H. J. Moser.

* * *

„Mein Vetter Eduard".

Sonntag abend wurde im Thaliasaal von der Intendanz des Stadttheaters der dreiaktige Schwank „Mein Vetter Eduard" von Fritz Friedmann-Frederich und Ralph-Arthur Roberts den Hallensern kurz vor Spielende beichert!

Wahrlich kein sehr kostbares Geschenk — wenn man Stücken dieser Art überhaupt literarischen Wert wie Maßstab zuerkennt. Ich lasse es gelten, da es trotz seiner absoluten Hohlheit und an Blödigkeit grenzenden Flachheit infolge einer Unmenge Verwicklungen die komischsten Situationen und lachmuskelverzerrende Augenblicke bringt. Die Fabel des Schwankes ist so alt, wie das Alter aller Darsteller zusammengezählt!

Der berühmte „Onkel aus Amerika!" Um den dreht, besser, wirbelt tumultuös der ganze Schwank. Ich nehme dem Besucher jeglichen Reiz, wenn ich die Handlung (wenn man es so nennen soll!) erzähle! Das bleibt Geheimnis, das zu lüften ganz entschieden jedem Theaterbesucher mehrere Stunden fröhlichster Laune bringt. Wer einmal so recht herzhaft über entsetzlichen Blödsinn (nielleicht göttlichen Blödsinn!) sich ausschütten vor Lachen und Frau Sorge zum Tempel hinausjagen will — der gehe getrost hinein — aber fordere nichts literarisch auch nur Angehauchtes!

Der Schwank ist nur möglich bei so flottem, frischem, teils köstlichem Spiel, wie es die Mitglieder des Stadttheaters bieten. Die Hauptrolle spielt Herr Walther. Eine fabelhafte Leistung schon rein körperlich! Welche Beweglichkeit zeigte Herr Walther — gehirnlich, mimisch! Er ist stellenweise einzigartig und gibt rechte, gute Kunst des Komikers wie Charakterdarstellers. Er ist das stürmisch schlagende Herz des ganzen Schwankes und reißt alles mit fort! Köstlich einfach! Es ist schmerzlich, daß wir diesen Künstler verlieren!

Aber auch nichts läßt ihm Hermine Ziegler als „Tante Anita", einer heiratsflüchtigen, hartsachlichen, alternden, geschiedenen Frau, nach. Ohne plumpe Derbheit zeichnet Frl. Ziegler eine Figur, die nicht über die Grenze des Möglichen hinausgeht. Sie charikiert mit Herz und innerem, gutem Spott! Gutes Spiel zeigte Herr Tiedemann als „Adolf" (dem Schwerenöter ohne Talent), wenn ich auch nicht mich des Gefühles erwehren kann, daß Herrn Tiedemann der Instinkt für den Schwank abgeht. Um so mehr erkenne ich seine fleißige, gute Leistung an. Fein erfaßten Frl. Marianne Miersch wie auch Frl. Grether ihre Rollen. Frl. Sessing hat eine abgerundete Leistung, da sie ihre für den Schwank eigenartige Rolle ganz richtig ansaßte, indem sie alles an sich (sie wird ja als Sekretärin aus nichts klug!) vorübertreiben läßt in stiller Ergebung — bis sie ihren Heiratsantrag hört: da wird sie lebendig! Voll ergänzten Herr Förster als kauderwelsch englisch stammelnder Standesbeamter wie Herr v. Weber als würdiger, gut gezeichneter Sanitätsrat das wirbelnde Bühnenbild. Eine quie, anzuerkennende Leistung (da leicht zu sinnlosen Uebertreibungen reizend) gab Herr Goswin Hofmann als geisteskranker, entsprungener Hannibal. Herr Henneberg spielte den Diener so gut, daß ich mich fragte, ob er nicht größeren Aufgaben zuwachsen könnte.

Die Regie führte Herr Durra. Straff, flott, jede Geschmacklosigkeit meidend — das Tempo richtig angesetzt. Wer wird uns diesen hochbegabten Künstler voll ersetzen?

Ich freute mich, daß die Darsteller einmal sich etwas austoben (nicht nur Herr Hofmann als Hannibal) konnten, lachte herzlich und vergaß kurze Stunden das bittere Gesicht unserer Tage.

Herbert Lippe.

* * *

Franz Schreker-Abend.

Am Sonnabend, den 31. Mai 1924, fand sich in der Aula der Universität eine große Schar Musikfreunde zusammen, um Franz Schreker, den Dichter-Komponisten, als Mensch wie Künstler näher kennen zu lernen.

Es wurde ein Erlebnis, denn ein Berufener schenkte mit reichem Herzen und Meisterkönnen. Franz Schreker ist eine stark umrissene Persönlichkeit, deren geheimnisstärkster Zauber darin zu liegen scheint, daß der Künstler sich noch nicht — wohl nie (das sprach er selbst als Urquell alles Schöpferischen an!) am Ende, auf letzter Höhe zu sein vermißt. Ich hörte von mehreren Seiten, daß es doch eigenartig sein müsse, über sein eigenes Wirken und Leben zu sprechen! Das ist auch stets gefährlich — wenn nicht ein wahrer Künstler, also ein bis zum Sterben immer Suchender und Ringender es magt! Schreker hat die Demut des wirklich schöpferischen Mannes — er sucht als höchstes Lebensziel „das Werk". So war es geradezu köstlich, den Dichterkomponisten am Vortragstisch über seine „Jugend- und Entwicklungsjahre" plaudern zu hören. Ein seltsamer Unterton klang durch alles hindurch. Leise Ironie, oft schärfer aufgesetzt, umkleidet mit gutwilligem, menschfreudigem Humor! Ein seltenes Geschwisterpaar: Ironie und Humor! Dazwischen der tiefste künstlerische Ernst — die ewig junge, heiße Sehnsucht zu großem, geniegeborenem Schaffen!

Von seiner Jugend sagte Schreker: „Sie war herb, voller Entbehrungen, Hunger und Enttäuschungen, aber immer trug der Glaube an die Berufung, der Impuls des jungen Künstlers — der Lebensmut wieder auf sonnige Höhen!" Er war ein schwächlicher, stark nervöser Knabe, der auf dem Konservatorium in Wien seinen Lehrern keine reine Freude machte! Die nervöse, leicht erregbare Hand wollte keinen guten Geiger werden lassen! Seine Lehrer hatten über den jungen Schüler keine geschlossene Meinung — einmal sollte er sogar, als er künstlerisch sonderwillige Wege ging, fortgejagt werden! Sein Lehrer war Prof. Robert Fuchs. Ein kärgliches Stipendium von 200 Gulden jährlich, wovon noch das Schulgeld abgezogen wurde, war geringe Förderung. Schreker hatte wenig, fast keine Gönner! Er mußte sich selbst durchbeißen. Als seine einzige Gönnerin, die Freundin seiner Mutter, Fürstin Windisch-Grätz erkannte, daß ihr Schützling nicht so recht vorwärtskam, rief sie dem 15jährigen, zur Kirche umzuschwenken. Wie Schreker selbst mit kostbarem Humor und oft fein gestichelter Ironie erzählte, übte er, nicht zur Freude der Genannten, nun täglich von 7—8 früh wütend auf der Orgel. Der junge Schreker glaubte es seinem künstlerischen Gewissen wie Können voll schuldig zu sein, alle Kirchenmusik im Takt zu spielen! Welch Entsetzen bei der Gemeinde, bei den andächtig singenden, alten Weiblein — denn der junge Organist war längst zu Ende, als man unten noch tapferer den letzten Vers sang. Da empörte sich der Pfarrer! Zum ersten Male fühlte Franz Schreker die Wucht, das Unbiegsame der „Tradition" kennen — fühlbar sogar! Als aber der junge Organist, der inzwischen mit Begeisterung Wagneropern in sich aufgesogen hatte, zu einer Trauung es für einzig richtig hielt, „Venusbergmusik" zu spielen — wurde er kurzerhand entlassen! In der neuen Organistenstelle traf der junge, stürmische Organist es besser, denn der neue Pfarrherr war sehr lebenslustig und ließ bei Trauungen „Wer hat uns getraut?" spielen. Inzwischen arbeitete Schreker aber immer fleißig und man wurde doch auf ihn aufmerksam. Er beendigte sein Studium. Schreker dankt seinen sehr konservativen Lehrern noch heute — denn es ist für den schöpferischen Musiker Vorbedingung, das Handwerk voll zu beherrschen!

In dem jungen Schreker wuchs immer stärker das Verlangen, eine Oper zu schreiben. Kein Tert irgend eines Dichters sagte Schreker zu — Geld, um vielleicht wertvolle Manuskripte zu erwerben, besaß er nicht.

So suchte er selbst nach einem Stoff. Auf manch langem Spaziergang wurde auch eine Idee in dem jungen Komponistenherzen rege — und er vertraute diese Idee zu seiner Oper „Der ferne Klang" zuerst seinem hochgeschätzten, feinsinnigen, älteren Freunde, dem Dichter Ferdinand v. Laer an! Letzterer bestärkte auch den jüngeren Schreker und so schuf der junge Komponist 1899 den ersten Entwurf zu „Der ferne Klang". Nach jahrelangem, schwerstem, bitterem Ringen und mehreren quälenden Enttäuschungen — gegen die vernichtenden Urteile der alten Lehrer und so mancher führender, großer Dirigenten ward Schreker nach 12 Jahen endlich der längst verdiente, große Erfolg in Frankfurt a. M. Es war von feinstem Humor gewürzt, wie Schreker seinen Empfang in Frankfurt a. M. bildhaft schilderte. Die Kapellmeister, das Orchester, die Solisten, der Chor, der Intendant — alles stöhnte und wand sich! Man riet dem Dichterkomponisten, der nun nach 12 Jahren Wirkens begierig war, endlich gehört zu werden, überhaupt nicht zu den Proben zu gehen! Die Partitur voller Fehler! Als Schreker den Kapellmeister fragt: „Weshalb haben Sie denn die Fehler nicht ausgemerzt?" — die klassische Antwort: „Gott, wer weiß bei der Musik, was Fehler sind!"

Nach wochenlanger, mühevollster Arbeit gelang es Schreker doch, „Den fernen Klang" zu einem Riesenerfolg zu steigern.

Von jetzt ab lebt der Dichterkomponist auf — sieht sich freier, gestärkt vor dem Endziel! Franz Schreker sprach noch über sein Schaffen — und der Vortrag klang aus in der wundervollen Erkenntnis, daß Leben Kampf, Ringen bedeutet, und höchste Lebensbejahung jedem Manne einzig und allein in seinem „Werke" werde. — Man fühlte, daß ein großer Schöpfer, der voller Bescheidenheit ist, geschenkt hatte!

Dann sang Frau Maria Günzel-Dworski zwei Lieder auf den Tod eines Kindes. Der Text von Mia Holm, die Musik von Schreker, der mit höchster, feinfühligster Kunst begleitete. Frau Günzel sang gut. Die Musik ist mit Worten nicht zu kennzeichnen — denn innerstes Erlebnis bleibt stets unübersetzbar in Worte! Da offenbarte sich tief der „Mensch" Schreker.

Danach las der Dichter Franz Schreker seine leider noch unkomponierte Operndichtung in einem Akt „Der rote Tod". Er schuf es frei nach der Novelle von E. A. Poe.

Der rote Tod — die Pest im Lande! Auf der Burg schwelgt ein wüster Fürstensohn Prospero" mit tausend, die vor der Pest hinter die festverschlossenen Tore flüchteten! Uferloses, zügelloses Genießen — freigelassene Lebensgier höhnt offen und verstohlen dem grausigen Sterben um die Burg. Maria, des Fürsten liebreizende, lenzblühende Schwester, weiß nichts von dem grauenvollen Sterben, da sie lange schwer krank war. Kaum genesen, soll sie den Grafen Ferrar heiraten — auf der Lustinsel mitten im Meere sterbender Menschen Hochzeit feiern! Ihr junges Herz ist zermürbt von dem grausigen Geschehen letzter Zeit, als der Bruder einen jungen Uhrmacher aus Pisa, der, nachdem er die sagenumponnene, geheimnisbergende große schwarze Uhr des Schlosses nach langem Schweigen wieder zu Leben und dumpf dröhnendem Läutewerk erweckt hat, Maria als Lohn fordert, blutig peitschen ließ! Es erschien Maria mitternächtens auf dunklem Gange, rotblutend das zerfetzte Gesicht, rotblutig die Hände! Ferrar warnt Prospero, den Wilden! Vergeblich. Maria soll, muß zur Kapelle, das Jawort zu sagen. Da schlägt die Uhr Mitternacht — der rote Tod tritt aus dem Gehäuse unter die Lebenstrunkenen! Auf Maria zu. Sie schreit: „Er (der Uhrmacher) ist es!" Tot bricht sie zusammen. Prospero will das Gespenst mit dem Degen durchbohren — das aber streckt den Arm aus: Prospero sinkt sterbend nieder! Alles flieht schreiend, todwund — der Narr lacht letztes, qualvolles Lachen.

Nur die Tänzerin — Lolo — bleibt! — Ein Kunstwerk als Operndichtung, nicht als Wortdichtung. Es erschütterte, wie der Dichter es vermittelte. Nicht mit fertigen Mitteln des Vortragskünstlers, er zeichnete unter hoher Beherrschung des Organs ein düsteres, zwingendes Gemälde in eigenstem, neuem Erleben!

Am Schluß sang Prof. Moser fünf Gesänge. Prof. Moser sang schön wie selten. Er gab sich selbst. Ueber die Musik kann ich nur sagen: Sie nahm völlig gefangen und löste in tiefer Seele unendlich Zartes aus!

Ein Großer hatte uns für lange Zeit reich beschenkt! Wir danken und hoffen für den Meister Schreker noch viele, viele Jahre frischen Schaffens.

Wir gehen mit ihm!

Herbert Lippe.

Warum gerade

PEBECO?

Weil diese Zahnpasta die Zähne nicht nur reinigt, sondern sie auch vor Schaden bewahrt und bis ins Alter gesund und widerstandsfähig erhält.

Madame Pompadour.

Operette im Walhallatheater.

Im guten, alten Walhallatheater ist Direktor Iban mit seinem Bühnenvölkchen eingezogen, um uns nach des Tages Hitze ein paar vergnügte Stunden zu verschaffen.

„Madame Pompadour" würde auch ohne Musik ein wirksames, äußerst feinpikantes Lustspiel ergeben. Der Dialog ist geistvoll witzig ausgefeilt und raffiniert effektvoll zugespitzt, daß man seine helle Freude daran hat.

Leo Fall hat die Musik mit feinem Gefühl auf den gleichen Ton gestimmt, so daß ein harmonisches Ganzes entstand, das die Ueberproduktionen auf dem Operettenmarkt der letzten drei Jahre turmhoch überragt.

„Josef, ach Josef, was bist du so keusch!", die Serenade: „Madame Pompadour, Kronjuwel der Natur", das effektvolle Marschduett: „Ich bin dein Untertan, dein treuer", und das groteske Tanzduett: „Liebe lehrt die Esel tanzen", sind Texte, die sich leicht und ohne Mühe ins Ohr schmeicheln.

Die Aufführung stand unter einem guten Stern, wenn auch der Vorhang anfangs streikte. Es wurde wieder einmal offenbar, daß in Halle ein volkstümliches Operettenheater fehlt.

Das Zusammenwirken von Bühne und Orchester war musterhaft und nicht zum mindesten ein Verdienst des rührigen Kapellmeisters. Er hatte mit seinem Verständnis der Farbenpracht alle Nüancen der Partitur mustergültig herausgearbeitet.

Die Darsteller unterstützten ihn aufs beste. Philly Einike als zierliche Pompadour ersetzte durch temperamentvolles Spiel, was ihr an körperlicher Größe fehlte. Willi Ernst als pathetischer Volksdichter hatte die Lacher stets auf seiner Seite. Der kecke Zofe Belotte verlieh Hanna Bertrams goldblonder Wuschelkopf quirlendes Leben. Artur Wilke war als kraftvoller Landjunker stimmlich wie darstellerisch voll auf der Höhe. Das Trottelpaar des karrikierten Ludwigs XV. und seines „schläueren" Polizeiministers verkörperten in urkomischster Weise Fritz Ritterfeldt und Kurt Hahn. Elli Arndt schuf eine entzückend rührende Madeleine. Nebenrollen und Chor fügten sich glatt in die Aufführung ein, so daß ein flotter Operettenabend zustande kam.

Ueber die Bühnenbilder hatte sich unser heimischer Kunstmaler Moriz Jeschmar verdient gemacht. Der Salon des zweiten Aktes war ein Blütentraum in Weiß und Rosa. Die Künstlerkneipe des ersten stilecht und originell. Mit feinem Geschmack waren Farben und Linien abgestimmt.

Direktor Iban, der die Aufführung selbst leitete, hat mit dieser Aufführung die Sommerspielzeit vielversprechend eingeleitet und dürfte seines Publikums auch fernerhin sicher sein.

W. L.

Stadttheater. Heute Montag, 7½ Uhr „Moral". Dienstag „Mein Vetter Eduard". Mittwoch „Wallensteins Tod". Donnerstag „Euryhthmische Aufführungen", veranstaltet vom Goetheanum aus Dornach (Schweiz). Freitag „Der Halling". Sonnabend „Fledermaus" in neuer Einstudierung.

Vereine — Vorträge — Versammlungen

Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, Ortsgruppe Halle. Dienstag, 3. Juni, abends 8 Uhr, in der Saalschloßbrauerei großes Konzert der Stahlhelmkapelle und des Steuerorchesters. Generalfeldmarschall von Mackensen hat sein Erscheinen zugesagt. — Mittwoch, 4. Juni, abends 8 Uhr, im Stadtschützenhause Konzert zum Besten der gefallenen und verwundeten Schutzbeamten. Um zahlreiches Erscheinen aller Mitglieder wird ersucht. — Donnerstag, 5. Juni, Theateraufführung des Kriegervereins Alemannia im Thaliasaal. Zur Aufführung gelangt „Tauroggen". Der Besuch ist erwünscht.

Deutscher-Offizier-Bund. Wir beteiligen uns vollzählig an nachstehenden Veranstaltungen: Konzertabend der vereinigten vaterländischen Verbände, zu Ehren des Generalfeldmarschalls v. Mackensen, der anwesend sein wird, am 3. Juni, Saalschloßbrauerei. Vereinigte Offizier-Verbände, Vortrag, Prof. Karo, die Schuldfrage, am 5. Juni, 8 Uhr, Neumarktschützenhaus. — An die Zusammenkunft der Frauengruppe am 4. Juni bei Frau Vollmer, Sebdlitzstr. 24, wird nochmals erinnert.

Verein ehem. 27er. Die Kameraden wollen sich die Karten zur Tauroggen-Aufführung am 3. und 5. Juni an den Ausgabestellen selbst besorgen und erwarten hierzu rege Beteiligung. — Nicht am 7., sondern Freitag, den 6. Juni, abends 8 Uhr, Versammlung im Friedrichanerhrin.

Verein ehem. Grenadiere. Die Monatsversammlung findet am Donnerstag, 5. Juni, abends 8½ Uhr, in den Deutschen Bierstuben, Ludwig-Wurcherr-Straße 87, statt. Vollzähliges Erscheinen erwünscht. Ehemalige Grenadiere herzlich Willkommen.

Bühnenvolksbund, Geschäftsstelle Alte Promenade 10. Nächste Vorstellung Mittwoch, 4. Juni, Schiller „Wallensteins Tod".

Deutscher Jugendbund „Bismarck". Dienstag, 3. Juni, Konzert der vaterl. Verbände in der Saalschloßbrauerei. Zahlreiche Beteiligung erforderlich. — Teilnehmer an der Wanderung im Riesengebirge vom 7.—15. Juni melden sich sofort bei den Riesengebirgsführern.

Hallischer Hausfrauenbund e. V. Mitgliederversammlung Dienstag, 3. Juni, nachm. ¼4 Uhr Weinberg. Treffpunkt vor Kaffee Diepe oder Elisabethbrücke 3 Uhr.

Eigentum, Verlag u. Druck: Otto Hendel-Gesellschaft m. b. H., Halle a. d. S. Verantwortlich für den Verlag: Direktor Gustav Geisel. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Gottfried Herrmann, Halle a. S., für den Anzeigenteil: Curt Gebhardt, Halle a. d. S. Sprechstunde der Schriftleitung: Wochentäglich nur von 9 bis 10 Uhr. Für Aufbewahrung anvertrauter Manuskripte wird keinerlei Gewähr übernommen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19240603027/fragment/page=0002